

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

221 (23.9.1932) Unterhaltung und Wissen

Winterhaltung und Wissen

Walter Scott

Zu seinem 100. Todestage am 21. September

Ueber der westfälischen Ebene lag eine stille, duffschwere Hochsommernacht. Auch in dem kleinen Rißhaus, dem bescheidenen Wohnsitz der Dichterin Annette von Droste-Hülshoff, war längst jeder Laut verstummt. Nur Annette selbst sah noch wachend über einem Buche, das sie völlig gefangen hielt. Ihre kurzschichtigen Augen schmerzten; das Lichtstumpfen, das vor ihr stand, war bedenklich heruntergebrannt und flackerte; aber was bedeutete das im Vergleich zu dem Hochgenuss, den das stille, ungestörte Lesen bot! Niemand störte sie jetzt, weder die strenge, hauswirthliche Mutter, die sie mitten aus schönsten Gedanken und Dichtungen in die Küche hinabbehielt, noch das laute Treiben der ländlichen Wirtschaft.

Mit bebenden Fingern wandte das Fräulein Blatt um Blatt. Ihre Augen verschlangen die Buchstaben, und ihr Herz klopfte laut und stürmisch. Es war ein herrliches Werk, dieser Roman „Dorothea“ des schottischen Dichters Walter Scott. Sie konnte es nicht aus der Hand legen, bevor sie es zu Ende gelesen hatte. Alles um sie her war verjüngt. Sie lebte selbst in diesen mittelalterlichen Gezeiten; sie ritt mit Richard Löwenherz aus dem heiligen Lande zurück und kämpfte auf den Turnieren; sie durchschweifte das lagenumwobene, in Blut getränkte Grenzgebiet Schottlands und rosete in eisenmühsamen, zinnengetränzten Schlössern. Die Gegenstände zwischen Sassen und Normannen, die Kämpfe um Nacht und Besitz, die Abenteuer Joanhaos, des verbannten Gebrüderbrüder, der als Pilger durch das Land zieht und die Jüdin Rebekka, die ihn liebt, befreit — das alles stand als unmittelbare Wirklichkeit aus diesen Blättern auf. Annette trank jedes Wort begierig in sich hinein, und selbst die lang ausgezogenen Schilderungen der schottischen Landschaft, der Kleidung seiner Bewohner, der Einzelheiten ihres Lebens zwangen sie in den Bann einer dichterischen Kraft, die sie beglückt und hingebend wie ein Echo alles dessen empfand, was in ihr selbst nach Ausdruck drängte. Mit jedem Buche Walter Scotts erging es ihr so. Als Wein Schilling, ihr Herzensfreund, ihr an einem Herbsttage das „Lied des letzten Winstrels“ und das „Fräulein vom See“ aus Münster mitgebracht hatte, da war sie nicht eher zur Ruhe gekommen, als bis beide Bücher ausgelesen waren. Und nach der Lektüre von „Kenilworth“ hatte die getreue Frau Mutter ihre Fragen in immer schärferem Tone wiederholen müssen, weil Annette in Gedanken noch völlig am Hofe des Grafen Leicester und seiner getrennten Gattin Mary, die auf verdächtige Weise aus dem Wege geräumt wurde, weilte und an das großartige, prunkvolle Hofleben dachte, das Scott so spannend mit allen Einzelheiten dargestellt hatte.

Draußen lämmerte schon leise der Morgen, als Annette endlich das Buch aus der Hand legte. Es rauschte und brauste in ihr. Alles, was die strenge Erziehung, die Einsamkeit, das gewaltsame Unterdrücken aller starken Triebe in ihr zum Schweigen gebracht hatte, wachte wieder auf, wenn dieser gentile Schotte zu ihr sprach.

Das Fräulein hatte den Kopf auf das geschlossene Buch gelegt. Bild um Bild zog an ihr vorüber. Sie sah einen kleinen, garten Jungen vor sich, bei dem eine Kinderkrankheit die Bahnhalt seines Fußes hinterlassen hatte, und den man zur Kräftigung zu seinen Großeltern nach South-Knosse sandte. Es war eine herrliche Landschaft, in der das Kind aufwuchs. Jeder Berg, jeder Baum, jeder Bach erzählte von großen Geschicknissen, und was die Landschaft verschwiegen, das ergänzten die Erzählungen der Großmutter, die dem wissbegierigen Enkel Hunderte von Sagen und Märchen mittheilte. Und wenn es in den Pausen der Schulfunden des Gymnasiums zu Edinburgh besonders fleißig und langweilig zuging, dann brauchten die Kameraden ihren Mitschüler nicht lange zu bitten, daß er ihnen Geschichten erzählen solle. Walter Scott war gern jederzeit da, um bereit, denn das Herz des künftigen Dichters und Romanverfassers war überrollt, und das Erzählen war ihm Lebensbedürfnis. So blieb es, bis der Sheriff von Saltire, zu dem sich Scott emporgearbeitet hatte, an Stelle der mündlichen Erzählungen den schriftlichen Weg wählte und sich damit bemühte als Romanverfasser und Dichter bekannt zu machen. Er brauchte ja nur die Hand auszustrecken, um Romanstoffe in reicher Fülle einzuholen. Die Lieder

Unter der Mitternachtssonne

Die Mitternachtssonne steht über den Silhouetten der Berge wie Goldpapier auf dem Abzweigen. Die beschauliche Stille des Nordens liegt über dem kleinen Dorfe Rotsoden, das sich an die Berglehnen schmiegt und dessen schmaler Strand das Meer lautlos hinaufrollt und wieder zurückzieht, kleine Muscheln im Sande vergraben.

Mara tritt aus dem blendend weißen Kleinhause und sieht in die Nacht hinaus. Noch durch das Dämmerlicht hindurch erkennt sie ein kleines Schiff, das sich im Fjord schaukelt. „Wer ist denn gekommen?“ ruft sie zur Nachbarin hinüber und deutet auf das Schiff.

„Es ist der kleine Walfischfänger „Ny Tid“. Er ist frühmorgens vor Anker gegangen.“

Mara Ofsen nickt stumm und wirft einen langen Blick auf das Schiff hinunter. Dann geht sie in das blendend weiße Kleinhause zurück und denkt an einen schlanken, großen und stämmigen Burtschen, der mit „Ny Tid“ gekommen ist und den sie heute abend sehen wird, wenn sie zum Tanze geht.

Mara Ofsen ist schön. Eine herbe Schönheit, die durch unnahbaren Stolz zum Kleinen wird. Alle Burtschen leben ihr nach, und noch feiner ist mit ihr gegangen, obwohl jeder ihr Bild nicht vergessen kann. Aber noch feiner hat sich an Mara Ofsen heran gemagt.

„Machtst du mit mir einen Spaziergang nach Kramatun?“

„Ich habe keine Lust!“ lautet immer Mara Ofsens Antwort und sie läßt den Frager wie einen dummen Jungen stehen.

Mara Ofsen kommt zum Feste. Eine der letzten. „Bist du heute den Kramatun hinausgegangen?“ fragen sie spöttlich die Mädchen. Die Burtschen stehen herum und werfen sehnsüchtige Blicke nach der Schönen.

„Der Mann muß größer sein als diese Tür. Seine Schultern müssen breiter sein als ein Spinnroden und seine Faust muß einen Eichenstiel zerbrechen können.“

Das ist eine stolze Antwort. Die Burtschen rundum schweigen und die Mädchen heben ein leises, klingendes Köpfchen an. Doch im gleichen Augenblicke ertönt eine Stimme: „Ich glaube schon, daß sich ein Mann finden ließe.“ Mara Ofsen und die anderen bilden sich erstarrt um und gemahren in der Tür einen Mann, dessen Stirn an den Türschwamben klopft. Er blickt sich, tritt in die Tanzpforte und stellt sich vor Mara hin. In der Hand hält er einen Spinnroden. Er legt ihn an die Schultern und tatsächlich: wie abgemessen sind sie genau so breit wie dieser. Dann tritt der Mann an einen der großen Eichenstiele heran, die in den Ecken der Tanzpforte stehen, und schlägt mit der Faust darauf, daß es nur so dröhnt. Der Fisch ist entweilt. Mara Ofsen erbleicht, als sie dies sieht. Dann überflutet dunkles Rot ihre Wangen. „Wißt du mit mir heute nach dem Feste auf den Kramatun gehen, Mara Ofsen?“ fragt der

Mann und tritt knapp vor sie hin. „Ja, Ofsen Sörjon!“ lautet die Antwort. Da lautlose Stille auf der Tanzpforte herrscht, so können alle diese Antwort hören. Die Musik hebt den ersten Tanz an und die Paare schreiten den Kramatun hinan.

Eng ist Mara Ofsen an die wackelige Gestalt Ofsen Sörjons geschmiegt. Dieser deutet auf den Fjord hinab, wo „Ny Tid“ wie ein winziger Schatten schaukelt, und sagt: „Ich bin vom Kurse abgelenkt und habe auf Rotsoden zugefeuert, denn ich mußte, daß da ein Mädchen auf mich wartet. Das letzte Mal hatte ich keine Zeit für den Kramatun und das Mädchen, denn ich hatte eine Walfischherde aufgespürt und mußte hinterher. Aber heute — das ist was anderes!“ Er küßt Mara Ofsen, daß ihr Atem ins Stoden kommt, und das Paar verschwindet in den moosigen Mulden des riesigen Berges.

„Ny Tid“ ist am frühen Morgen nach dem Tanze wieder in See gefahren. Wochen und Monate vergehen. Mara Ofsen bleibt allmorgendlich über den Fjord, ob nicht ein Dampfer einbiege. Doch immer ist es ein anderer. Fragt sie nach Ofsen Sörjon, dann wird ihr zur Antwort: „Ofsen Sörjon? D, der steuert einer Walfischherde nach.“

Die Mädchen tragen grüne Bänder über der Stirn. Auch Mara Ofsen. Bergunter Kramatun hat in seinem Schoße, in seinen sonnigen Mulden eine neue Jugend für Rotsoden ertönen lassen.

Neun Monate sind vergangen. Der Tag, der so lange erwartet wurde, ist gekommen. Mara Ofsen ist allein. Als sie das Kind in den Armen hält und die Wehfrau sich über sie beugt, um sie zu trösten, da springt die Tür auf. „Ny Tid“ soll der Junge heißen! Ein Mund prengt sich auf Mara Ofsens Stirn. Dann heben mächtige Arme das kleine Lebewesen hoch. Sie gehören Ofsen Sörjon. Er geht nach der Erde am Hauptplatz. Wo die grünen Bänder der Mädchen mit einem Nagel eingehängt werden, wenn der Vater sein Kind zum Pfarrer trägt, um Hochzeit und Taufe zugleich anzuhängen. Ofsen Sörjon stellt sich vor die Erde. Er nimmt den größten Nagel, den er finden kann, und schlägt ihn mit der Faust in die Erde, um daran Maras grünes Band zu hängen. Dann geht er zum Pfarrer.

„Ny Tid soll er heißen.“ sagt er kurz. „So heißt doch Euer Schiff!“ meint der Pfarrer erstaunt. Doch Ofsen Sörjon läßt sich davon nicht abbringen.

Als der Lehrer eines Tages seine Schüler fragt, was sie im Leben werden wollen, und auch Ny Tid zu antworten hat, da sagt dieser: „Walfische jagen und mit der bloßen Faust einen Eichenstiel mit dem grünen Band in die Erde von Kramatun am Hauptplatz einschlagen!“

Für diese Antwort hat der kleine Ny Tid eine sehr schlechte Sittennote bekommen. Doch Mara Ofsen war dem Jungen nicht böse; sie küßte ihn herzhafte denn je. Klaus Klussen.

und Balladen seines Heimatlandes, die er sorgsam gesammelt hatte, die Sagen und Liebeserzählungen, die hier seit Jahrhunderten lebten, boten ihm reiche Anregungen. Aber noch viel mehr frönte auf ihn ein. Er lebte nicht, wie die Dichter von Kenilworth, in der Hand der Dichterin, sondern in der Hand der Dichterin, in einer deutschen Kleinstadt ein flüchtiges Vorkammarbräutigam, ein genialer Brautkopf, der Dichter des „Hoh von Berthingen“. Begierig griff Walter Scott nach diesem Drama, dem Ausbruch aller Grenzen überflutender romantischer Weltanschauung und genialer Dichterkraft. Was lag ihm näher, als den „Hoh“ ins Englische zu übertragen, wie er die Bürgerlichen Balladen „Lenore“ und „Der wilde Jäger“ bereits überfetzt hatte?

Ein lauter Schwalbenruf ließ Annette von Droste erwachen. Draußen schimmerte helles Frührot. Im Hofe öffnete der Knecht die Ställe. Anette erhob sich und trat ans Fenster. Sie war selbst am erfrischen und ausgeglichen, obwohl sie in dieser ungewohnten Stellung fast eine Stunde geschlummert hatte. Ein starker, herber Duft von reifendem Getreide, von fruchtbarer Erde kam aus den Feldern zu ihr herüber. Aus dem Weiser, auf dem die Wasserrosen

blühten, stieg seiner Nebel empor. Annette sah still und etwas wehmützig in die Ferne. Ihr Kind, ihr Herzensjunge, dem sie so gern Mutter und Freundin gewesen war, der einzige, dem sie das Ergebnis dieser Nacht hätte anvertrauen mögen, war längst von ihr getrennt, nicht nur räumlich. Für ihn war sie nur ein Teil dessen gewesen, was er ihr bedeutet hatte. Annette legte die Hand vor die Augen. Dann aber wandte sie sich entschlossen um. Ihr Blick umfasste ihr kleines Reich, ihr „Schneckenhäuschen“, wie sie es nannte, ihre Bücher und Handschriften, ihre Steine und Mineralien, ihre Briefe und Manuskripte. Langsam schlug sie das Buch auf, das sie in dieser Nacht sich selbst öftig vergessen lassen. Ein Bildnis des Dichters schied die erste Seite. Walter Scotts edel geschnittenes, durchgezeichnetes Gesicht sah sie an, ein seltsam vertrautes, längst bekanntes Antlitz, obwohl sie es jetzt zum ersten Male genau betrachtete. Nein, sie war nicht allein, die einsame, unbekannte, in ihrem westfälischen Winkel vergessene deutsche Dichterin. Sie alle, die vor ihr gestampft und gestritten hatten, ihre Vorfahren, die Dichter und Künstler aller Völker der Erde, hatten sie aufgenommen als eine der Ihrigen.



(24. Fortsetzung.)

Nur was die Leistungen anbetraf, da war er ein lebendes Kontrollorgan. Er teilte die Touren der Reisenden anders auf; jede Lageristin bekam ziemlich die doppelte Menge Orders wie bisher zu bearbeiten. Es war unvermeidlich, daß dadurch Angestellte überflüssig wurden; den Betroffenen kündigte er zum nächsten Termin. Auf diese Weise verringerte er die Zahl der Lageristinnen von neunundzwanzig auf siebzehn. Zur Unterstützung der übrigen bleibenden engagierte er neun Lehrlinge, die ein Monatsgehalt von 25 Mark bekamen. Auch der Sortierraum blieb nicht verschont; die lustige Nixe Renner wurde entlassen und an ihrer Stelle eine sechzehnjährige Arbeiterin mit fünfzehn Mark Wochenlohn eingestellt.

So verfuhr er in allen Abteilungen; überall wurde das Personal verringert oder durch billigere Kräfte ersetzt. Er kündigte systematisch zuerst den älteren Angestellten und behielt nur solche davon zurück, die als Aufsichtspersonen oder wegen ihrer großen Sachkenntnis unbedingt gebraucht wurden.

Auch das Büropersonal wurde eingeschränkt. Eberhard hätte zwar am liebsten gleich die ganze Buchhaltung maschinisiert, aber das ließ sich im Moment nicht durchführen. Dazu waren die erforderlichen Maschinen zu teuer. Eben erst hatten sie über neuntausend Mark für die Fakturiermaschine bezahlt, da konnte er nicht gleich eine Buchhaltungsmaschine für elftausend dazukaufen.

Aber ein scharfes Kontrollsystem richtete er ein. Er ließ am Eingang zu den Geschäftsräumen eine Kontrolluhr aufstellen an der jeder, vom jüngsten Laufburtschen bis zum ersten Buchhalter beim Betreten und Verlassen des Betriebes eine Karte stecken mußte. Während der Pausen durfte niemand das Geschäft verlassen, der nicht über einen vom Chef unterschriebenen Passierschein verfügte und seine Kontrollkarte ge-

stochen hatte. Eberhard ließ einen Anschlag anbringen, in dem die Strafen für Zuspätkommen aufgeführt waren. Beim erstenmal kostete es fünfzig Pfennig, beim zweitenmal eine Mark, und wer dreimal innerhalb eines Monats zu spät kam, wurde entlassen.

Durch die Personalverringeringung, von der alle Abteilungen betroffen wurden, erhöhte sich das Quantum der von jedem einzelnen zu leistenden Arbeit so weit, daß viele ihr Pensum nicht bewältigen konnten. Es wurde zur ständigen Einrichtung, daß die Lageristinnen abends die Orders und Bestellbücher mit nach Hause nahmen und stundenlang in ihrer Freizeit daran arbeiteten.

Sie taten es widerwillig und schimpfend, aber was blieb ihnen weiter übrig? Die Orders mußten erledigt werden; der junge Chef blieb allen Einwendungen und Vorstellungen — mochten sie noch so berechtigt sein — gegenüber taub; kein einziger wollte riskieren, entlassen zu werden.

Draußen warteten ein paar Millionen Arbeitslose auf jeden freierwerdenden Platz. Was sollte man tun? — Man hielt seine Stellung, solange es irgend ging; die Verhältnisse waren leider so, daß man tanzen mußte, wie der Chef pfiff.

Und er pfiff! Der Vergleich stammte von Eberhard, denn er eines Tages in den Sinn gekommen war. Er pfiff! Es bereitete ihm eine grausame Freude, sein Antreibesystem immer weiter und weiter auszubauen und zu verfeinern. Manchmal konnte er über einen guten Einfall für Stunden völlig seine Sorgen vergessen. Eufriede hielt dicht — aber der Tag, an dem er ihrem Vater gegenüber Farbe bekennen mußte, rückte immer näher und näher. Noch waren es vierzehn Tage bis dahin; aber die Zeit verging, wie sie noch nie vergangen war.

Er rechnete seinem Vater vor, daß sie schon in knapp zwei Monaten den Anschaffungspreis für die Maschine wieder herein haben würden. Lediglich durch Ersparnis von Gehältern. Lorenz Zahn stimmte ihm zu. Er hatte sich nicht nur mit den Methoden seines Sohnes abgefunden, sondern begann jetzt, wo er eine heuliche Verringerung des Gehaltskontos wahrnehmen konnte, selbst Interesse für Eberhards Umstellungsmassnahmen zu zeigen. Vielleicht hatte Eberhard tatsächlich recht, wenn er behauptete, daß man bei dem großen Rationalisierungsprozeß, der sich in den Industrien der ganzen Welt vollzog und bei vielen schon beendet war, nicht abwärts stehenblieben durfte.

Und dann: man sah den Erfolg des Systems. Es waren

in jedem Monat fünf bis sechs tausend Mark, die man einsparte und die an anderen Stellen nötig gebraucht wurden. Die Verhältnisse wurden immer schwieriger, tagtäglich befanden sich unter der Post Kontursanzeigen von Kunden. Oftmals von alten, guten Kunden, denen man unbedingt einen größeren Kredit eingeräumt hatte. Und selbst, wenn es sich nur um ein paar hundert Mark in jedem einzelnen Fall handelte, so kam im Monat eine ganz erhebliche Summe zusammen.

Gewiß, einen Teil davon bekam man ja später, wenn ein Vergleich zustande kam, wieder herein. Um so besser, dann wurde dadurch die Preiserhöhung, die man hatte vornehmen müssen, wieder ausgeglichen.

Eberhard dachte recht — warum sollten sie, die Chefs, die neu entstandenen Lasten tragen? Sie hatten keine Ursache, sich den Verdienst schmälern zu lassen. In Notzeiten, wie den jetzigen, mußten sich auch die Angestellten zu Opfern bereit finden. Man tat sowieso noch viel zu viel, was von den Leuten gar nicht anerkannt wurde.

Doch dachte von den Angestellten ein einziger an die Soziallasten, die der Betrieb zu tragen hatte? Krankentafelbeiträge, Beiträge für die Arbeitslosenversicherung, Beiträge zur Reichs- und Invalidenversicherung — es war ein ganzer Rattenchwanz von Versicherungen, die den Arbeitnehmern in Notzeiten zur Verfügung standen und ihnen die Sorge für ihr Auskommen abnahmen. Niemand konnte verlangen, daß die Firma, die ohnedies gezwungen wurde, für ihre Angestellten jeden Monat große Sozialabgaben zu leisten, nun auch noch freiwillig eine Verdienstbeschränkung einwilligte. Geschäft ist Geschäft!

Lorenz Zahn dachte viel von seinem Sohn gelernt und er überließ es diesem vollständig, mit den Angestellten nach seiner Meinung zu verfahren.

Die Expedientin hatte sich mit allen Mitteln gegen die Anschaffung der Fakturiermaschine gestraubt. Sie hatte dem Juniordner alle ihre Einwände klargelegt, hatte darauf hingewiesen, daß gerade in der Tapissiererei Anzahl der Artikel die alte Methode des Anlagens die beste wäre — Eberhard hatte sich nicht überzeugen lassen. Die Frau wußte genau, daß von dem Tage an, an dem die erste Maschine in der Expedition aufgestellt wurde, ihre Stellung erschüttert war. Sie konnte sich vielleicht noch einige Zeit halten, dann mußte sie gehen, ob sie wollte oder nicht. (Fortsetzung folgt.)